



tredition®

[www.tredition.de](http://www.tredition.de)

**Henning Isenberg**

# **Das Friedrich-Lied**

**Historischer Initiations-Roman**

**2. Buch**

**LESEPROBE**

## 52. Kapitel

*Der eine wartet, bis die Zeit sich wandelt –  
der andere sieht die Chance und handelt.  
(Dante Alighieri)*

**D**ann kam nun die Zeit der Finsternis in deutsche Lande, die die Menschen in Unsicherheit und Lähme stürzte. Und auf die Verheerung des Krieges begann die Erde zu beben. In einer Herbstnacht verwüstete ein Wind die Wälder und Kälte hielt Einzug in Friedrichs Land. Doch das Rheinland suchte Schlimmeres heim.

Denn vor ihm hatte kein Kirchenfürst so gründlich gearbeitet wie Engelbert von Berghe, der neue Erzbischof von Cöln. Als Kirchen- und Reichsfürst wusste Engelbert, die Leere, die der in Italien weilende Stauferkaiser im deutschen Reich hinterlassen hatte, aufzufüllen. Die Verbitterung des Adels über die Entvogtungspolitik wich lauter Empörung im deutschen Norden. Das Volk schlug wütend gegen die Tore der Stifte und Klöster. Die wütenden Vögte pressten ihre Vogteien mit Steuern und setzten Willkür gegen Willkür. Limbourgh, Brabant und später auch Cleve erklärten Engelbert die Fehde. Die restlichen bayerischen Besatzer wurden aus den Fluren und Wäldern getrieben oder grausam ermordet. Das Rheinland war der Verheerung preisgegeben.

Papst Honorius im fernen Rom allerdings nutzte als Druckmittel nicht nur den Entvogtungserlass. Auch die Kreuzzüge eigneten sich wieder als scharfes Schwert, um die Allmacht der Kirche zur Schau zu stellen. Der König des Süd- und Nordreiches, Roger Friedrich von Staufen, wollte vom Papst zum Kaiser gekrönt werden. Bei seiner Königskrönung hatte er Roger Friedrich zum fünften Kreuzzug in das heilige Land angehalten und dieser hatte das Kreuz genommen – doch nur um der Krönung Willen. Nun schob er das Kreuzzugsvorhaben immer wieder auf. Honorius

fürchtete um seinen Ruf und erneuerte zu Beginn des Jahres zwölfhundertundsiebzehn seinen Aufruf.

Und wieder zierte sich der junge König. Er gab vor, noch nicht für einen Kreuzzug gerüstet zu sein. Der heilige Vater war erbost über Roger Friedrich und begann über die Kaiserfrage nachzudenken.

Viele Herzöge sahen nun die Gelegenheit gekommen, durch die Kreuznahme ein Manöver gegen den jungen König zu fahren und an des Staufers statt, Heere ins Heilige Land zu führen. Eines aber war allen Fürsten gemein – durch den Kreuzzug wollten sie in der Hierarchie der Mächtigen aufsteigen und dem Papst Jerusalem zu Füßen legen. Statt des Staufers also führten Andreas von Ungarn, Leopold von Österreich und Florenz von Holland den fünften Kreuzzug an. Auch Adolf von Berghe war mit stattlichem Gefolge von Cölln aus an den Golf von Genua gezogen, um im Heer Johann von Briennes ins gelobte Land überzusetzen.

Friedrich seinerseits hatte das Interesse am Kreuzzug verloren. Der Schrecken von Bouvines steckte ihm noch in den Gliedern und im Rheinland und in Westfalen war die Lage zu unsicher, als dass er sich einen Zug in das heilige Land leisten konnte. Sein Land brauchte ihn.

Zudem hatte er mit einer Folge des Albigenserkreuzzuges umzugehen. Pierre, der Wandermönch, hatte ihn die ein oder andere schlaflose Nacht gekostet. Doch dann war ihm eine Idee gekommen, als ihn kurzerhand aus dem Weg zu schaffen.

Mit dem ersten Hahnenschrei verließ er zusammen mit Berengoz, Wibold und Gundalf Nienbrügge. Die Auen waren erfüllt vom Gezwitzcher der Singvögel. Friedrich staunte über die Fülle dieses Klanges, der keinen Anfang, kein Ende und keine Lücke zu haben schien.

Im Osten erhob sich die Sonne, als sie den Beckumer Hof erreichten, um Pierre abzuholen. Gemeinsam waren sie von Beckum aus tief ins Süderland geritten. Pierre, der nicht reiten konnte, litt sehr. Doch er war gestählt durch das durchlebte Trauma im Midi. Die Pein, die das Reiten seinem Gesäß zugefügte, ließ er sich nicht anmerken.

Auf der Reise fragte Friedrich Pierre von Caen, was ihm im Midi widerfahren war und Pierre erzählte von den Gräueltaten, die die

Kreuzritter bei der Bekämpfung der Katharer begangen hatten. Der Oberinquisitor hätte Hunderten von gefangenen Katharern, ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht, die Augen ausgestochen und nur ihm sein Augenlicht gelassen, damit er die Blinden anführen konnte. Als er die Blinden in Sicherheit gebracht hatte, hatte er sich, um auf sicherem Weg zum Kaiser nach Braunschweig zu gelangen, wie es ihm der Graf von Toulouse geraten hatte, in das Gewand der Minoriten gekleidet.

Einhard, der alte Rabe, erwartete sie schon an einem seiner Spähplätze - er erwartete Pierre bereits. Gemeinsam führte er sie zu seiner Einsiedlerklause, wo er sie mit einem kärglichen Mahl bewirtete. Friedrich erinnerte sich an Benoits Hütte, als er in Einhards Heimstatt stand. Cedric schaut sich mürrisch in der Klause um.

„Für zwei Mann ist das zu eng.“

Die Männer schauten sich an und allen war klar, was nun folgen würde.

In ein paar Tagen Arbeit hatten sie die alte Klause zu einem geräumigen Haus zu erweitern. Schnell sah Friedrich einen Nutzen in der gemeinsamen Tat. Denn so konnte er sehen, ob Einhard und Pierre zusammenpassten. Als er die Süderlande wieder verließ, wusste er, dass dieses Werk fruchten würde.

Zurück auf Isenberghe erwarteten sie zwei Nachrichten.

Sapientis sollte wieder zusammengerufen werden. Dieses Mal von Friedrichs Oheim, Dietrich von Cleve. Die andere betraf Sophie. Sie war mit ihrem zweiten Kind schwanger.

„Sophie, kannst du denn reisen?“

„Ach, Friedrich, du bist doch sonst nicht ängstlich.“

„Ja, aber, wenn dir etwas passiert.“

„Willst du mich etwa nicht mit nach Cleve nehmen?!“

„Doch, natürlich möchte ich mit dir zusammen sein. Das weißt du doch. Aber es ist sicherer hier auf Isenberghe.“

„Es sind erst zwei Monde vergangen, seit ich es weiß. Ich kann reiten und sonst auch alles machen.“

„Was sagt der Medikus?!“

„Ich werde ihn fragen. Aber ich freue mich auf Mechthild. Sie tut mir so gut. Ich will um jeden Preis mitkommen, Liebster.“

„Ja, ich weiß.“

Friedrich dachte sofort, dass er Sophie diese willkommene Abwechslung von Isenberghe nicht vorenthalten konnte. Zumal diese die letzte große Reise vor dem nahenden Winter sein würde.

„Wenn der Medikus ja sagt, nehme ich Dich mit. Aber nur dann.“ Er küsste sie auf die Stirn, streichelte ihr mit einem Lächeln über die Wange und hoffte, dass der Medikus keine Bedenken hatte. Dann machte er sich an die Reisevorbereitungen.

*Jetzt ist die Schmach nicht mehr nur in meinem Kopf, dachte Sophie als Friedrich ihr auf dem gemeinsamen Weg von Engelberts Tanten berichtete. Jetzt bedroht er nicht mehr nur mich, sondern meiner ganzen Sippe rückt er auf den Leib. Engelbert, immer wieder Engelbert! Wird dieser hochfahrende Zyniker niemals aufhören, meine Gedanken zu quälen?*

Sie hasste ihn. Doch viel mehr hasste sie es, dass er der Keil zwischen ihrer aufrichtigen Liebe zu Friedrich blieb und sie es nicht schaffte, ihn aus ihren Gedanken zu verbannen.

Friedrich war lange schon nicht mehr auf der Schwanenburg gewesen. Sophie und er freuten sich, als sie Mechthild und Dietrich an Sixtus im Jahre des Herrn zwölfhundertundsiebzehn wieder sahen. Stolz zeigten sie Theo vor, der mit seinen zwei Jahren schnell begann, den Burghof zu erkunden.

Und Sophie fand in Mechthild, die Friedrich sehr liebte, seit er in Dietrichs Knappschaft getreten war, eine verständige ZuhörerIn, auch wenn Sophie ihr die Affäre mit Engelbert nicht offenbarte.

Auf dem dritten Konvent der Weisen, was Sapientis bedeutete, wollte Friedrich für eine Feldschlacht gegen Engelbert werben. Damit, so dachte er, könne er Engelberts zermürbender Schwächung der Vögte Einhalt zu gebieten. Doch war er wenig angetan vom Verlauf und Ergebnis des Treffens. Denn Waleran saß mit verschlagenem Blick und gesenktem Haupt in seinem Sessel.

Irgendwann, als auch ihm die Versammlung zu beliebig wurde, gab er seinen Rückzug auf.

„Engelbert hat mir ein Versprechen abgerungen, ihn gegen jeglichen Angreifer zu unterstützen. Eine offene Feldschlacht, lieber Sohn, kommt daher nicht in Frage, wollen wir meine nicht gegen Eure Heere aufstellen.“

Die Edlen schauten sich betreten an und versuchten in den Blicken und Gesten der anderen deren Gedanken zu lesen. Friedrich sah seine Pläne wie Wasser aus der Hand rinnen.

„Dennoch, Ihr Herren“, sprach er an die anderen gewandt, „können wir Engelbert so nicht weiter verfahren lassen. Wir müssen ihm Einhalt gebieten, sonst gewinnt er die Oberhand über uns alle und baut ein Universum der Macht um sich, dem sich dann keiner mehr entziehen kann.“

Dabei versuchte er jedem einzelnen in die Augen zu schauen, denn er wusste wie wichtig dieses Zusammentreffen für den Adel an Rhein und Ruhr war. Doch nur wenige seiner Blicke wurden erwidert. Einzig sein Oheim, Dietrich von Cleve, teilte seine Meinung, den Erzbischof zu stellen. Die meisten jedoch suchten wie so oft das Bündnis des Aussitzens.

Im Falle der Limbourgher war der schwindende Elan zu verstehen, denn Engelbert hatte im Grenzstreit mit Waleran obsiegt und ihn zu Friede und Gefolgschaft gegen eine lächerliche Leibrente verpflichtet. Zwar ärgerte Friedrich die Feigheit der anderen, doch so einfach gab er nicht klein bei.

Einzig drei neue Mitglieder erwiesen sich als Gewinn für die Versammlung, auch wenn es ihnen an Adel fehlte. Die drei Brüder des Minoritenordens aus der Stiftung des Grafen von Sayn erfreuen sich bei dem Bürger Overstolz großer Beliebtheit. Nicht nur, weil sie gegen das Gebaren des neuen Erzbischofs Front machten. Sie boten den Städtern seelsorgerische Hilfe und dort, wo die gemeinen Bader keinen Rat mehr wussten, konnten sie mit ihrem Wissen meist noch etwas ausrichten, sofern es nicht schon zu spät war. Gemeinsam mit ihnen war Overstolz daran gegangen, ein Hospiz für Bedürftige zu errichten.

Die Abordnung der Minoriten bestand aus den Pröbsten der Konvente der Cöllner Südstadt, Werner, Gerhard und Willhelm und mit dem heutigen Tage hatte Friedrich seine Meinung über die Teilnahme von Bürgern und Brüdern an dem Adelskonvent gründlich geändert.

Waren die Edlen auf Wahrung ihrer Besitzstände bedacht, brachten die Städter und Geistesmänner Ideen und vor allem wichtige

Informationen aus erster Hand um den neuen Erzbischof und das rheinische Gemeinwesen ein.

Natürlich war es Bernhard von Horstmar, der Vermittler, der die Beratungen von dem Krieg gegen das Erzbistum wegführte, um über das Verhalten gegenüber den Staufern zu sprechen. Dieses Thema war vielmehr dazu geeignet, im Ungefahren zu verweilen. An Probst Werner gerichtet, suchte er Neuigkeiten aus Cölln zu erfahren.

„Oh, jetzt, wo der Staufer sich seiner Herrschaft versichern muss, ist es besonders für die adelige Geistlichkeit leicht, Privilegien zu erheischen. Denn die Bestechungskasse der Staufer ist endlich, heißt es“, gab der Minoritenbruder Werner preis.

„Die Berger verdanken dem Machtwechsel das Erzbistum...“

„Ja, und Euer Großonkel, werter Graf“, sprach Wilhelm an Friedrich gerichtet, „schlägt allerlei fähiges oder auch nur genehmes Kirchenvolk für wichtige Ämter vor.“

„Ja, ich weiß, werter Bruder, ich selbst bin in meiner Vogtei Essen in den Genuss einer neuen Vorsteherin gekommen. Kennt ihr die neue Äbtissin von Essen, Aleidis von Wildenberghe?“

„Nein, die Dame ist mir gänzlich unbekannt. Doch hörte ich, dass die Wildenbergher dem Staufer in das Rektum kriechen, um sich Privilegien zu sichern.“

Friedrich schmunzelte ob des bissigen Wortes, welches der deftige Werner führte, „und widerfährt ihnen dort Gutes, Bruder?!“ nahm er das Bild auf.

„Nun, wie mir gesagt wurde, hat Roger Friedrich den Wildenbergern neben allerlei Lehen, der frommen Schwester den Titel der Fürstäbtissin angedeihen lassen.“

Friedrich verging der Spaß.

„Oh, das beschert ihr Einfluß im Erzbistum.“

Er musste schlucken, „mir ist es lieber, die Stiftsleute bleiben in ihrem Sprengel und gehen ihrer Arbeit nach, als Kirchenpolitik zu betreiben.“

„Das glaube ich gerne, Herr,...“ zu weiteren Ausführungen kam Werner nicht mehr, denn Dietrich übernahm als Leiter des Konvents wieder das Wort.

Theo saß vor Friedrich auf dem Pferd und genoss es sichtlich im Schoß seines Vaters. Friedrich schaute zu seiner Frau hinüber. Sophie waren die Tage mit Mechthild gut bekommen. Sie sah glücklich aus. Alles könnte so schön sein, dachte er.

„Liebster, du und Dietrich. Seid Ihr nicht ein bisschen zu wenige, um gegen Engelbert und seine Vasallen zu bestehen? Außerdem bringt Ihr meinen Vater in arge Bedrängnis, wenn Ihr...“

„Aber, was kann man denn noch tun gegen diese Bestie?!“ rief er hilflos aus. Sophie wusste, dass diese Hydra sich immer weiter vorschlingeln würde. So, wie sie sich in ihren Gedanken wandt und im Kreise drehte. Tief in Gedanken, nach einem Ausweg suchend, setzen sie ohne viel zu reden, was für Sophie ungewöhnlich war, den Weg nach Isenberghe fort. Liebevoll musterte Friedrich hin und wieder die kleine Grüblerin, während Sophie hier und da eher sorgenvoll einen Seitenblick hinüber zu ihrem Mann suchte. *Alles könnte so schön sein*, dachte sie.

Im April stimmte die Äbtissin von Gerresheim dem Gütertausch zu und Friedrich musste zu Engelbert nach Cölln reisen, um die Tauschurkunde von ihm besiegeln zu lassen. Er hasste es, von seinem Großonkel abhängig zu sein. Aber dies, so wusste er später, war das kleinere Übel. Denn neben dem Tausch, kam beim Erzbischof eine andere Angelegenheit zur Sprache.

Unter der im letzten Jahr verstorbenen Äbtissin Elisabeth hatte es in der Vogtei Essen nie Ärger gegeben. Doch die neue Fürstäbtissin, Aleidis von Wildenberghe, sah sich durch ihren Vogt eher bedroht als beschützt.

Engelbert waren die Lande seines aufsteigenden Neffen der Keil in seinen Plänen, das Rheinland und Westfalen zu verbinden. Zudem boten die Einnahmen der Wegezölle dem tüchtigen Verwandten einen Zugewinn an Einfluss und Möglichkeiten. Ein zu mächtiger Landesherr und Vogt war ganz und gar nicht im Sinne Engelberts.

Aleidis, die Äbtissin des Stifts Essen, beanspruchte für sich, den Vogt ihres Stiftes selbst wählen zu können und hatte beim Erzbischof Klage gegen Friedrich erhoben. Sie behauptete schlichtweg,



der Vogt übe sein Amt zu Unrecht aus. Mit nachgebesserten Urkunden hatten die Stiftsleute bei Engelbert dann versucht, nachzuweisen, dass sie das Recht auf Gewährung oder Rücknahme des Vogteirechts selbst hätten. So befand sich Friedrich im Gespräch mit seinem Großonkel plötzlich im Erklärungszwang. Dabei war er nur nach Cölln gekommen, um den Tausch wegen des Ruhrhofes zu besiegeln. Nun fühlte er sich unter Rechtfertigungszwang sichtlich unwohl.

„Was bringt Ihr gegen die Anschuldigungen der Äbtissin vor?“, forderte ihn Engelbert auf.

„Welche Anschuldigungen?“

„Lächerlich.“ Friedrich machte eine geringschätzig Handbewegung in Richtung der getäfelten Decke.

„Das ist keine angemessene Begründung, Neffe! ...Die Fürstäbtissin legt immerhin Urkunden vor, wonach Ihr nicht rechtmäßiger Vogt seid. Denn sie hat Euch nicht zu ihrem Schutz bestimmt.

„Werter Onkel. Die Vogtei ist seit fünf Generationen in unserem Besitz. Das Recht, einen Vogt zu bestimmen, hat sie nicht, wenn es sich um Erbrechte handelt.“

„Wollte Ihr mich belehren, Neffe?! ...Vogteien werden von der Kirche erteilt und können auch wieder zurückgenommen werden, wenn Gründe vorliegen.“

„Gütiger Herr, die Vogtei über die Stifte Essen, Werden und Rellinghausen wurde von Euerem Vorgänger und Vetter als die meinige bestätigt. Wie sollen wir Vögte uns schützen, wenn das Gewohnheitsrecht, das überall in deutschen Landen Gültigkeit hat, nicht mehr gilt? Wenn es sie gibt, zeigt mir die Grundlage, weshalb Ihr sie zurückfordern wollt, gütiger Herr“, blieb Friedrich hart.

Augenblicklich schnellte Leo aus dem Hintergrund des Raumes hervor und breitete das päpstliche Pergament vor Engelbert aus. Friedrich sah das päpstliche Siegel.

„Es gibt eine Urkunde des Papstes“, Engelbert schaute auf das Pergament, „wonach schlechtgeführte Vogteien lieber wieder durch die Kirche selbst verwaltet werden sollen.“

„Das kommt einer Beugung des Gewohnheitsrechtes nach alter Väter Sitte nahe, Herr.“

„Der heilige Vater in Rom ist das Recht!“, brauste Engelbert gespielt heftig auf, „und Ihr zweifelt den heiligen Vater an, Neffe?!“

Friedrich wurde gewahr, dass mit dieser Situation nicht zu spaßen war und Arroganz alles andere als angebracht war.

Er musste Engelbert beschwichtigen, „das ist nicht meine Absicht, gottgütiger Vater. Doch sagt mir, Euere ergebenste Heiligkeit, welcher Verfehlung meinerseits wegen erwägt Ihr die Entvogtung?“

„Nun, die Äbtissin und ihre Mitschwestern fühlen sich von euren Männern bedroht. Ihr scheint einen unmäßigen Pöbel zu unterhalten, den Ihr zum Schutze des Stifts erübrigt..“

„Bisher hörte ich keine Beschwerden, Herr.... Warum wendet sich Aleidis nicht zunächst an mich, ihren Vogt?“

Engelbert zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen: Das ist nicht meine Sache. Aber Ihr scheint die nötige Abstimmung schuldig zu sein.

„Darf ich die Sache prüfen und sie wieder vorbringen, hochwürdiger Onkel?“

Mit einer Handbewegung gewährte Engelbert es und entließ seinen Großneffen. Engelberts und Leos Blicke trafen sich in einem kurzen, verständigen Lächeln, in dem Glauben, der Einschüchterungsversuch sei von Erfolg gekrönt gewesen. Sie ahnten nicht, welch wütendes Feuer die Schärfe in Friedrich entfacht hatte, als er mit seinem Conroi Cölln durch die Ehrenforte verließ.

Als er die Rheinbrücke passierte, schrie Friedrich wütend heraus: „Diese Gierhalse! So wie Geflügel an Karfreitag plötzlich kein Fleisch mehr ist, so ist ein Erbvogt plötzlich kein Erbvogt mehr!“

Die cöllnischen Wachen auf der Brücke schauten sich fragend an, während Friedrichs Männer in sich hineingrinsten. Doch die Sache wurde alles andere als lustig. Denn im Juni, genauer an Barnabas, sollte ein weiteres Gespräch zwischen Engelbert und Aleidis wegen der Essener Vogtei stattfinden.

„Werte Fürstäbtissin, die Vögte in meinem Erzbistum werde ich auch zukünftig einsetzen. Da könnt Ihr so viele interpolierte Urkunden nachreichen, wie Ihr wollt. Es wird nichts ändern. Doch, hochverehrte Schwester, solltet Ihr unter meinem Neffen und seinen Gesellen zu arg leiden, werde ich eines Tages nicht anders können, als ihm tatsächlich die Vogtei zu entziehen.“

Aleidis schaute Engelbert ungläubig an. Wollte der Erzbischof ihr da gerade einen Handel vorschlagen?!

„Habt Ihr mich richtig verstanden, Schwester?“

Aleidis nickte verwirrt.

„So soll es dann sein. Ihr berichtet mir bitte regelmäßig, wie Ihr mit meinem Neffen vorankommt.“

„Das werde ich, Exzellenz.... Aber..., mein Stand als Fürstäbtissin, Euer Gnaden, erlaubt es mir, den Vogt zu ernennen“, beharrte sie, um ihr Recht nicht herzugeben, was Engelbert dann doch ein wenig aus der Ruhe brachte.

„Eure drei Stifte werden sich dem Gedeih des Erzbistums, in dem sie liegen, doch nicht entgegenstellen ... oder beabsichtigt Ihr das?!“, zischte Engelbert.

„Nein, ... nein, Hochwürden - natürlich nicht. Verzeiht meine Maßlosigkeit.“

Engelbert nickte und entließ die Fürstäbtissin. Die Augen demütig zu Boden geschlagen, verließ sie den Audienzsaal des Erzbischofs, während ihr Leo von San Croce vorauseilte und mit einer tiefen Verbeugung die schwere Eichentür öffnete. Den Legaten mit einem verachtenden Blick strafend, verließ sie den Audienzsaal.

~

Mit einem zufriedenen Seufzer legte Leo von San Croce wenige Wochen später einen Beschwerdebrief der Fürstäbtissin von Wildenberghe auf seinen schweren Eichentisch und strich ihn mit beiden Händen glatt. *Nun werden wir den Grafen von Isenberghe einbestellen müssen.* Er stand auf und trug das Pergament, es mit beiden Händen vor dem Körper haltend, in die Erzbischöflichen Arbeitsgemächer, „Hoheit, hier habe ich ein Schreiben der Fürstäbtissin, welches Euch interessieren wird“, zwitscherte er gut gelaunt.

„Ah, zeigt her. Hat er sie schlecht behandelt, unsere geliebte Schwester?!“

„Nein, das nicht, Herr. Aber er konnte sie nicht schützen, als die Banden“, bei dem Wort 'Banden' zog Leo die Augenbrauen bedeutsam in die Höhe, „ihr Vieh raubten.“

Engelbert las aufmerksam, was Aleidis zu beklagen wusste.

„Na so was, da muss er wohl besser aufpassen, der liebe Neffe!“, rief Engelbert heiter mit einer gespielt erschrockenen Miene.

„Ja, Herr. Es ist also nur verständlich, wenn das Stift seinen Zehnten zur Beschaffung von Ersatz zurückhalten muss.“

Bei der Abrechnung der Zehntbriefe waren Friedrichs Schreiber die Säumigkeiten des Stifts sofort aufgefallen, doch er hatte geschwiegen.

„Warum hast du mir nichts davon berichtet, du Trottel?!“

„Ich wollte Euer Hochwohlgeboren nicht mit diesen Unannehmlichkeiten belasten, gerade da Ihr so viele andere Dinge im Kopf habt.“

„Aber, das hier ist wichtig!“, brüllte Friedrich voll opfersinniger Entrüstung. Dann sammelte er sich und fuhr ruhiger fort. „Hätten wir unsererseits beim Erzbistum Klage wegen der Säumigkeiten erhoben, stünden wir als diejenigen da, denen Unrecht widerfahren ist. Nun sind wir die Übeltäter. Wir müssen wach sein, Kerl. Denn die Fürstäbtissin sucht Vorwände, um mir die Vogtei abspenstig zu machen und der Erzbischof ist bereits aufmerksam geworden. – Verstehst du das?!“

„Ich bedauere es zutiefst, Herr, dass Euch durch mich Unbill widerfährt. Aber es war mir nicht bekannt, dass die Essener Vogtei einen besonderen Fall darstellt.“

„Besonderer Fall hin oder her. Zukünftig mahnst du jeden Verzug einer Vogtei bei mir an. Verstanden?!“

Doch bei sich wusste Friedrich, dass er seine Amtsmänner mehr über wichtige Angelegenheiten informieren musste.

~

Aufgrund der noch herrschenden allgemeinen Trauer um das geistliche Oberhaupt des Abendlandes war es angezeigt, sich demütig zu verhalten – insbesondere in Angelegenheit mit der Geistlichkeit.

Doch setzte der neue Papst, Honorius, seinerseits die Entvogtungspolitik seines Vorgängers mit unverminderter Härte fort. Leo von San Croce, der schlaue Fuchs, nutzte die Trauerzeit, viele der adligen Sünder vor den Erzbischof zu bestellen. Wie erwartet,

wurde auch Friedrich wegen der Vogtei Essen erneut nach Cölln beordert, wo er bemerkte, dass Engelbert mit vielen seiner Fahrsmänner in gleicher Weise umsprang, wie mit ihm selbst.

„Neffe, wir müssen der Sache nachgehen. Dies ist nun schon das zweite Mal, dass sich die Fürstbittin hilfeschend an uns wendet. Ihr könnt doch das Stift nicht schutzlos Räuern überlassen“, hatte Engelbert ihn angewiesen seiner Pflicht nachzukommen.

Auch, wenn es ihm schlecht zu pass kam, sandte Friedrich zum Schutz eine kleine Mannschaft in das Stift. Doch auch dies wurde von der streitbaren Äbtissin nicht angenommen. Denn in einem weiteren Brief, mit dem sie die Mannschaft zurückschickte, beklagte sie das unzüchtige Benehmen von Friedrichs Männern gegenüber den Stiftsdamen. Abermals reiste Friedrich nach Cölln, um seinerseits bei Engelbert seine Unschuld und Gutwilligkeit zu belegen.

„Onkel, ich bin bereit, vieles zu tun, aber der Aufwand für das Essener Stift übersteigt das gerechtfertigte Maß. Daher ersuche ich Euch um Hilfe.“

„Natürlich werde ich alles in meiner Macht stehende erwägen. Aber, sagt, wie könnte ich hilfreich sein, Neffe?“

„Vor Jahresfrist habe ich meinem Vetter, Ado von der Mark, den Tausch von zwei Höfen vorgeschlagen. Er aber wies meinen Vorschlag zurück.“

„Warum tat er das?“

„Schwer zu sagen, Herr. Denn der Tausch meiner Höfe Haaren und Heessen gegen seine Höfe Styrum und Mecklenbeke, die von meinen Landen umschlossen sind, würde uns beiden freien Zugang erlauben und keinem von uns einen Nachteil an Ertrag einbringen.“

„Aber, soweit mir bekannt ist“, wandte Leo von San Croce ein, „sind es keine Kirchengüter.“

Friedrich drehte sich zu Leo um, der ihn aus Augen kalt wie Eis im Winter anschaute.

*Er ist gut informiert, dafür dass er nicht von hier ist.*

„Nun, gnädiger Herr Legat“, sagte Friedrich kühl, „könnte ich über Styrum verfügen, könnte ich den Hof ausbauen und eine Besatzung hineinlegen.“

Leo verstand nicht und schaute Friedrich fragend an.

„Styrum liegt nicht weit vom Stift entfernt“, informierte Friedrich den Südländer – nicht ohne einen gewissen Triumph in der Stimme.

„Ihr meint, Neffe“, übergang Engelbert den Legaten, „dann könntet ihr besser für den Schutz des Sprengels sorgen?!“

„Ja, so könnte ich das ganze Gebiet unter meinen Schutz nehmen. Und mein Nutzen wäre der Nutzen der verehrten Fürstäbtissin, ohne dass sie mein ungehobeltes Kriegsvolk zu ertragen hätte.“

„Nun, es wäre bereits die zweite Befestigung in Stiftsnähe. Hm“, Engelbert fasste sich ans Kinn, „wir werden uns beraten, Neffe. Zumindest zeigt ihr guten Willen, euch nicht noch mehr zu Schulden kommen zu lassen“, schloss Engelbert seinem Stand entsprechend überheblich ab.

Friedrich bemerkte, wie Hitze in ihm aufstieg. Doch er konnte sich beherrschen, ein ärgerliches Wort an den Onkel zu richten. Schließlich hatte er um seine Unterstützung gebeten, nicht umgekehrt. Er verbeugte sich und verließ schnell die Sakristei von Sankt Gereon, den Ort, der einst Heimstatt seiner späten Kindheit und Jugend war. Engelbert schaute ihm genüsslich nach, denn er wusste, dass seine Worte Ungemach bei Friedrich hinterlassen hatten.

„Leo!“, rief er als Friedrich den Raum verlassen hatte.

„Reist in die Mark und bewegt Graf Ado zum Tausch der Höfe!“

„Ein kluger Plan, Hochwürden. Wir wollen Eueren Neffen ja nicht ständig vor den Kopf stoßen.“

„Zuckerbrot und Peitsche!“ trällerte er und an seinen Haushofmeister gerichtet rief er, „hol mir meinen Mantel und lass meine Eskorte rufen. Ich treffe nachher den Dombaumeister an der Dombaustelle.“

Neben Papst Innozenz' Tod hatte der Klerus einen weiteren, wenn auch geringeren Aderlass zu verkraften. Der Bischof von Münster war dem heiligen Vater ins Himmelreich gefolgt. Die Grafen von Tecklenbourgh hatten in der Folge schon mehrfach versucht, Adolf von Tecklenbourgh in das Amt des Bischofs von Münster zu bringen. Doch Engelbert hatte dies bisher zu verhindern verstanden. Er wusste, dass die Tecklenbourgher Grafen ihre Macht im westfälischen Nordosten auszuweiten versuchten und traute ihnen nicht.

„Das ist nun die Gelegenheit, Dietrich von Isenberghe einzusetzen, Exzellenz“, wisperte Leo von San Croce zu Engelbert hinüber, als sie zur Vorbereitung des Landtages in der Soester Abtei weilten.

„Meinst du, Krähe, ich weiß das nicht!“ fauchte Engelbert Leo gereizt an. Leo war beleidigt und verkroch sich in irgendwelche Korrespondenz. Er wollte dem Papst ohnehin von den Zuständen im Nordreich berichten.

*Den Tecklenbourgher nach Münster?! - Auf keinen Fall, dachte Engelbert, von der Lippe in Uetrecht, Tecklenbourgh in Münster. Das sind zu viele Widersacher in hohen Ämtern.*

Von Unbehagen gepackt, weitete er durch Ziehen den Ausschnitt seines Kragens. Er fühlte sich umzingelt. Kaum ein weltlicher Fürst in Westfalen huldigte ihm und zu viele Suffraganbischöfe, die sich in ihrer Gegnerschaft zum Erzbistum einig waren, konnten ihm gefährlich werden. Mit Tecklenbourgh bestanden keine familiären Bande und Simon von Tecklenbourgh, der Vater von Adolf und Otto, war ein Unruhestifter gewesen, genau wie Bernhard von der Lippe, Vater des jetzigen Bischofs von Uetrecht. Doch dieser war ja zum Glück nicht mehr. Aber diesen Floh, Gegner in Würden zu heben, um sie zu kontrollieren, hatte ihm diese Schlange von Leo San Croce ins Ohr gesetzt.

Als Friedrich die Nachricht, dass Otto von Oldenbourgh, Fürstbischof von Münster auf dem Kreuzzug im März zwölfhundertundachtzehn gestorben war, erreichte, weilte er mit seinem Bruder, Dietrich, im Koster von Marienmünster, wo hin zu kommen sie Adolf und Otto von Tecklenbourgher gebeten hatten; denn sie wollten die Gunst der Stunde nutzen und das vakante Bistum endlich für sich gewinnen.

„Friedrich, lasst euch nicht blenden. Ihr seht es als eine Ehre, wenn er euren Bruder Engelbert zum Probst von Xanten und Soest macht. Wir sehen es eher als den Versuch Engelberts, einen Keil in das Bündnis zu treiben oder euch zu gängeln.“

„Er versucht wohl eher, einen Keil zwischen mich und meine Brüder zu treiben. Von dem Bündnis weiß er nichts. Aber lasst das mal unsere Sorge sein, werter Adolf. Wenn ich die Erhebung meiner Brüder verhindere, habe ich nichts gewonnen. Da ist es besser, wenn sie mich informieren und wir gemeinsam überlegen,

wie wir handeln können“, dabei schaute er zu seinem Bruder Dietrich, der ihn mit einem Nicken bestätigte.

„Mit Verlaub, Engelbert wird keine wichtigen Informationen an euch weitergeben“, sagte Adolf an Dietrich gewandt.

„Zumindest könnte er in unserem Falle noch die Hoffnung haben, uns auf seine Seite zu ziehen und über die Familienbande ein zusammengehöriges Kirchengut zu bilden“, erwiderte der angesprochene Dietrich.

„Aber, sagt Adolf“, griff Friedrich Adolfs Worte auf, „wird er euch, solltet Ihr das Bistum Münster bekommen, wichtige Informationen herausgeben?“

„Zumindest wird er die Synoden, Kollegien und offiziellen Konvente nicht wegen meiner Anwesenheit manipulieren.“

„Dennoch“, wandte Friedrich ein, „klar ist, dass ihm Tecklenbourgh nicht genehm ist.“

„Wohl wahr, Friedrich“, sprach Otto. Aber über die Prioren und Fürsten wird sich selbst Engelbert nicht hinwegsetzen können, wenn sie geschlossen für Adolf stimmen.“

„Zudem, ist es wichtig, ein Gegengewicht zu Engelbert zu haben, bei dem klar ist, dass er dem Erzbischof nicht nach dem Munde redet.“

„Im Falle eurer Sippe ist es Engelbert, der euch begünstigt, so könnt Ihr die Hand, die Euch füttert, schwerlich beißen. An Adolf können sich die Gegner Engelberts innerhalb der Kirche orientieren.“

„Wohl gesprochen, Otto. Der Einschätzung kann ich folgen“, sagte Friedrich, „also versammeln wir die Bruderschaft und fordern jede Sippe auf, für Adolf zu stimmen. Seid Ihr einverstanden?“

„Würdest du, Friedrich, Isenbourgh als Versammlungsort zur Verfügung stellen“, bat Otto den Freund. Friedrich überlegte – schließlich erregte die Ansammlung vieler Gäste Aufsehen und man würde sich in Cölln sicherlich fragen, ob das Treiben dem Zweck einer Verschwörung diene, „ich schlage vor, Ihr Herren, dass wir die Grafen von Dortmund, Horstmar, Arnsberg, Rheda, Hildesheim und ein, zwei Herren mehr, die Ihr sonst noch für vertrauenswürdig haltet, einladen. Ich selbst werde Cleve und Limbourgh werben. Wenn wir alle in unsere Pläne einweihen, werden sie für Adolf im ganzen Land gewissenhaft und nach außen verschwiegen werben.“



„Das ist ein guter Plan, stimmte Adolf zu, „so machen wir es.“  
„Dann an die Arbeit“, Otto von Tecklenbourgh erhob sich erleichtert aus seinem Armstuhl.

Friedrich traf gegen Abend auf der Isenburg ein. Er war durchgefroren und reckte seine Hände und Füße gegen das warme Kaminfeuer. Gespannt hockte Sophie neben ihm und lauschte seinen Worten.

„Ich habe mit den Tecklenbourghern eine Versammlung auf Isenbourgh vereinbart.“

„Oh, wie schön“, sprudelte es aus ihr heraus, „es wird ein Fest geben!“

Sophie klatschte vor Freude in die Hände.

Friedrich lächelte seine Frau an. Dann strich er ihr über den Bauch.

„Wird das nicht zu viel für Dich?“

Sie verdrehte die Augen, „nein, um Himmels Willen, das wird es nicht. Eher wird es unserem Kind gut tun. Wer kommt denn alles?“

„Dortmund, Horstmar, Arnsberghe, Rheda und Hildesheim.“

„Und worum wird es gehen?“

Wir wollen auf dem Landtag zu Soest dafür sorgen, dass Tecklenbourgh das Bistum Münster bekommt.“

„Ah... Sie bringen aber ihre Damen mit! Versprich es!“

„Ich will nicht so viel Aufsehen.“

„Versprich es!“ Sophie schlug ihre langen, schwarzen Augenwimpern auf und Friedrich wusste, dass er diesen Kampf gar nicht erst beginnen wollte.

„Na gut, ich werde die Damen mit einladen.“

Sophie freute sich, dass endlich wieder einmal eine Gesellschaft nach Isenbourgh kam, doch Friedrich merkte, dass die Zeit des Handelns im Verborgenen zu Ende ging. Spätestens, wenn Dietrich und Engelbert als Pröbste Entscheidungen zu treffen hätten, würden Konflikte sichtbar.

Dann nahte der Zeitpunkt, an dem der Werbefeldzug für die Tecklenbourgher beginnen sollte. Friedrich und seine Männer trafen bereits Vorbereitungen für ihre Abreise, als auf Isenberghe unerwarteter Besuch erschien.

Einhard klopfte an das Burgtor.

In seiner Begleitung waren wild aussehende Kerle. Sophie erschrak, als sie den kleinen Trupp vom Fenster aus zu Fuß auf den Palas zusteuern sah.

Sie sah, wie Friedrich Einhard und sein Gefolge im Hof der Oberburg begrüßte. Er bat die Männer in den großen Saal, doch offensichtlich zog es der Mann, der der Anführer des armseligen Haufens zu sein schien, vor, im Freien zu bleiben. So ließ Friedrich im Burghof beim Brunnen, wo die weißen und roten Rosen Tankreds dank der Pflege Bergengoz prachtvolle Blüten trieben, einen großen Eichentisch aufstellen. Diener brachten Speis und Trank. Kaum standen die bleiernen Schalen und Becher auf dem Tisch, fielen die Waldschrate auch schon darüber her.

Friedrich lehnte sich zurück und ließ sie gewähren, während Einhard stumm das wilde Schlingen betrachtete.

„Wie geht es Pierre“, erkundigte er sich bei Einhard, „ist er wohl auf?“

„Ihm geht es sehr gut. Er legt seine Scheu ab und wird immer weniger von Alpträumen heimgesucht. Zuerst haben wir uns lateinisch verständigt, doch mittlerweile können wir uns gut in unserer Sprache verständigen.“

Er musterte Einhard, „du sprichst Latein?! Wo hast du das gelernt?“

„Auch ich habe der Kirche einst meinen Dienst erwiesen. Glaubst du, ich habe immer in den Wäldern gelebt?“

„Nein, Einhard. Aber dich umgibt ein Geheimnis. Und ich frage mich, woher du wirklich kommst.“

Einhard schaute Friedrich an.

„Nach langer Reise zog ich es vor, heimzukehren, Friedrich.“

„Heim,...?“, er brach ab. Immer wenn er die Rede auf diesen Punkt brachte, merkte er, dass Einhard nicht weitersprechen wollte. Im selben Moment beruhigte sich das Gelage und er fragte in die Runde: „Nun, was ist der Grund eures Besuches?!“

Friedrich wusste den Grund. Und er war ebenso froh, dass Albert von Hoerde seinen Vorschlag überbrachte hatte, wie er froh war, dass die Waldmenschen offensichtlich auf sein Angebot eingehen wollten. Zumindest hatte die Verschärfung der Entvotung hier ihr Gutes. Hatte sie doch die Not in den Wäldern in der Weise ins Unerträgliche erhöht, dass die Wolfsmänner zum Umdenken gezwungen waren. Denn selbst auf den Höfen war, wie es den Anschein hatte, kaum noch etwas zu holen.

Mathilde ließ sich nicht sehen an diesem Tag, anders Sophie. Neugierig kam sie, nachdem einige Zeit der Beratung und Verhandlung vergangen war, hinunter in den Burghof. Als sie erschien sprangen sogar die Waldläufer auf und verbeugten sich.

„Ah, ihr seid der geheimnisvolle Ratgeber, mit dem ich meinen Mann teilen muss“, sagte sie, als Friedrich ihr Einhard vorstellte.

„Oh, Ihr messt einem alten Einsiedler einen zu großen Stellenwert bei, als er ihn verdient.“

„Es wäre schade, werter Herr, wäre die Zeit, die er bei euch bringt, vergebens.“

Einhard schaute verdutzt, während Friedrich lachte und Rydenkasten vorstellte.

Sophie musterte den wilden Mann.

„Seid ihr einer von den Wolfsmännern?“, wollte sie von Rydenkasten wissen.

„Nun, Frau Gräfin, ich weiß nicht, wer wen diesen Namen ruft. Wir aber sind Menschen, die das Schicksal in die Wälder getrieben hat. Ich hörte, dass wir auch Waldmenschen genannt werden.“

„Nun, und manche, die in den Wäldern leben, werden ‚Wolfsmenschen‘ gerufen. Wisst Ihr, warum sie so genannt werden?!“, reizte Sophie auf, während Rydenkasten den Blick verlegen auf den Erdboden richtete.

„Nein?! Dann sage ich es euch. Weil sie Vieh, Frau oder Kind reißen, wie die Wölfe!“

Die Männer hinter Rydenkasten begannen zu murren und Rydenkasten sprach sichtlich aufgewühlt und um Form bemüht, „gnädige Herrin, es gibt schlimmes Unrecht. Doch geht Unrecht meist ein anderes Unrecht voraus. Das Leben in den Wäldern ist hart und die Sitten haben sich angepasst. Friss oder stirb! Und manche sind auf Abwege geraten“, verteidigte er sich.

Sophie blieb hart, „ja, aber die Wolfsmänner treffen Unschuldige in einem anderen Land. Hier ist nicht Altena und auch nicht die Mark.“

„Deshalb sind sie auch hergekommen; um einen Weg zu finden, Sophie“, griff Friedrich nun ein.

„Warum müssen wir einen Weg für ein fremdes Problem finden?!“ rief Sophie.

„Weil es uns betrifft, Liebste“, entgegnet Friedrich.

Mit betretener Einsicht, verfolgten die Männer das Gespräch, welches sich nun kurzzeitig zwischen Sophie und Friedrich entspann.

Während dessen hatte Einhard es sich gemütlich gemacht, beobachtete die Szene und sonnte sich.

„Herrin, die Bedingungen“, schaltete sich Rydenkasten wieder in das Gespräch ein, „in unseren Verstecken lassen wir unsere Kinder wie Getier groß werden. Ihr solltet das Elend dort draußen sehen. Unser Leben ist nicht eines Tieres würdig. Euer Mann hat uns vor Zeiten ein Angebot gemacht, wieder in die Gemeinschaft zurückzukehren.“

„Wenn das Landvolk euch lässt“, ergänzte Sophie.

„Es ist ein gutes Angebot und wir sorgen für Schutz auf beiden Seiten, solange es von Nöten ist“, sagte Friedrich.

„Sie können Arbeit auf den Feldern leisten und bekommen Lohn, teils von den Bauern, teils von uns. Sie können junge Burschen nach Nienbrügge und Isenberghe schicken, um Dienst zu tun. Und wenn sie wollen, können sie siedeln. Dafür garantiert Rydenkasten mit seinem Kopf, dass alle Untaten der Vergangenheit unterbleiben. Er ist mein Waldvogt.“

„Das ist ja schön. Aber die Strafen für das begangene Unrecht? Können die Bauern damit leben, dass ihnen Haus und Hof niedergebrannt, Frauen und Kinder erschlagen wurden?“

Die Männer schauten sich an. Daran hatten sie nicht gedacht.

„Ich denke, Liebster, da müsst ihr euch noch etwas einfallen lassen. Zumindest müssen die Bauern und Gutsherren gehört werden.“

„Wer war der Minorit, Friedrich?“, fragte Mathilde, als die Familie zum Nachtmahl beieinander saß.

„Ein Einsiedler namens Einhard, Mutter. Ich traf ihn auf meiner Rückreise aus dem Südreich.“

„Einhard?! Ich kenne diesen Namen nicht, aber das Gesicht. Es kommt mir so bekannt – ja, beinahe vertraut vor.“ Mathilde grübelte noch ein wenig, doch scheinbar ließ sie nach einer Weile von ihren Gedanken ab.

Nach dem Essen zogen sich Sophie und Friedrich in ihre Gemächer zurück. Theo schlief schon.

Sophie fasste an ihren Bauch, der sich bereits ein wenig wölbte.

„Friedrich, was hast du vor. Wie willst du die Taten der Wolfsmänner sühnen?“

„Hast du eine Idee, du kleine schlaue Katze?!“

Er zog Sophie an sich heran und warf sich auf die Bettstatt. Dann küsste er sie.

Doch sie wehrte sich.

„Was, also?!“ wollte sie wissen.

„Hm. Also erst muss ich nach Berchem und die Edlen befragen.“

„Das habe ich dir doch vorhin schon gesagt.“

„Ich wiederhole es ja nur, um weiter zu überlegen“, wehrte sich nun Friedrich, „ich könnte einen Jahrmarkt mit allerlei Wettspielen veranstalten.“

Sophie verdrehte die Augen. So etwas konnte nur ihrem Mann einfallen, „...dann wirst du schneller, als du gucken kannst, ein Handgemenge haben.“

„Was soll ich denn machen? Sage es mir doch! Du scheinst es ja zu wissen“, klagte Friedrich ungeduldig.

„Also, ich denke die Bauern müssen bereit sein zu vergeben.“

„Vergeben?! Wie soll das gehen.“

„Du weist nicht wie ‚Vergeben‘ geht?!“

Friedrich schaute Sophie aus schuldbewußten Augen an.

„Sie müssen zuerst verstehen lernen, wie die Täter zu Tätern wurden. Und die Täter müssen ein Zeichen der Reue geben.“

„Wie können wir das ins Werk setzen, liebste Sophie“, er küsste sie wieder, doch sie richtete sich auf und sprach weiter.

„Du solltest eine Messe halten. Vielleicht von einem Geistlichen, aber vielleicht würde sich auch Einhard dafür eignen. Rydenkasten macht einen nicht ganz dummen Eindruck. Er könnte dem Landvolk, das zu Schaden gekommen ist, die Umstände erklären.... Einer der Landmenschen sollte dann den Waldmenschen das Leid, das sie durch sie erlitten haben, schildern.... Die Waldmenschen müssten dann um Vergebung bitten und vor den zu Schaden Gekommenen Demut zeigen, in dem sie das Haupt

beugen. Alle Landmenschen müssten vergeben, in dem sie die Demutsbitte annehmen.... Zum Schuss sollen alle einen großen Schwur leisten und das ist deine Aufgabe, Friedrich.“

Friedrich schaute verdutzt und zurückhaltend, „meine Aufgabe?!“

„Ja, deine Aufgabe! Du musst alle, bis auf das letzte Kind, das letzte Weib und den letzten Greis für den Schwur gewinnen. Nicht einer darf auch nur darunter sein, der nicht vergeben oder nicht sein Wort halten will.“

„Hm, gut, das wird nicht so schwer sein.“

„Du wirst dich wundern!“

„Soll es denn auch eine Wiedergutmachung geben? Die Waldmenschen haben doch nichts.“

Sophie überlegte, „doch sie haben sehr viel zu geben.“

Friedrich verstand nicht.

„Außer der Demutsgebärde, haben sie Dankbarkeit für die Vergabung zu geben. Demut und Dankbarkeit sind nicht zu verwechseln mit Unterwürfigkeit und Schuldgefühlen. Es kann auch der, der Demut und Dankbarkeit zeigt, ein aufrechter und sich selbst bewusster Mensch sein. Ist er aufrecht und dankbar, so wissen andere, dass sie einen glaubwürdigen Menschen vor sich haben. Nur ein solcher Mensch ist in der Lage, die Garantie zu geben, dass so etwas nie wieder passieren wird. Das zu erreichen, ist viel wert“, endete Sophie mit einem zufriedenen Nicken.

Friedrich neckte sie, „du klingst wie eine Nonne.“

„Und, ist das so schlecht, was ich dir da auf dem Tablett serviere?!“

„Nein, meine Königin, das ist es nicht. Es ist sogar sehr gut. Willst du nicht den Schwur abnehmen, Liebste?! Du kannst das so gut.“

„Das hättest du wohl gern“, sie hob mit dem Zeigefinger ihrer Rechten sein Kinn an und gab ihm einen Kuss, „nein, nein, mein Lieber, mach das mal schön selbst.“

„Nun gut, aber du hilfst mir. Ich muss es nur gut vorbereiten. Und ein Fest will ich dann auch haben.“

„Ja, Liebster, du sollst dein Fest haben, aber ein besinnliches muss dieses Mal reichen.“

...

## 54. Kapitel

**D**eutschland wollte sich nicht beruhigen. Vier lange Jahre hatte Kaiser Friedrich es erfolgreich geschafft, den beschwerlichen Weg über die Alpen in den kalten Norden zu meiden. Doch nun konnte er die Reise nicht länger aufschieben. Nun musste er reisen. Es ging gar nicht anders. Denn nur noch er konnte ein Zeichen setzen – im Nordreich.

Dieses Zeichen setzte er in Aachen: Am Tag der heiligen Gundula im Jahre des Herrn zwölfhundertzweiundzwanzig – vermeintlich zum Wohl des Adels. Denn er installierte endlich einen Regenten in deutschen Landen. Allerdings handelte es sich dabei um ein zwölfjähriges Kind – seinen Sohn Heinrich, Herzog von Schwaben.

Es wäre schon Ehre genug gewesen, dass Engelbert in Aachen die Krönungsfeier zelebrieren durfte, doch zudem setzte der Stauferkaiser Engelbert, solange Heinrich noch unter achtzehn Jahren war, auch noch zum Reichsverweser ein. Und der Kaiser? Der verwand so schnell, wie er gekommen war, wieder in den warmen Süden.

Dem Norden war damit alles andere als geholfen. Denn nun konnte kaum noch jemand – außer dem Kaiser und dem Papst – Engelbert Einhalt gebieten, und Engelbert vollstreckte den Willen des Papstes ohne Gnade.

Vogtei um Vogtei wurde resigniert oder unmittelbar eingezogen. Viele Städte versuchten sich zu Bündnen gegen die Kirchenpolitik zusammenzuschließen. Derart verbanden sich die Städte Worms, Speyer, Mainz, Bingen, Francfour, Friedberghe und Gellenhausen. Der Mainzer Erzbischof hatte die Sache alleine lösen wollen und hatte Engelbert zunächst nicht in Kenntnis gesetzt. Als aber auch Trier dem Verschwörerbündnis beitreten wollte, reiste Engelbert verärgert nach Würzbourgh, ließ sich dort vom kleinen König Heinrich ermächtigen und eilte wie ein Racheengel schleunigst über Mainz nach Trier. Auf der Reise nach Trier nahm er

Siegfried von Mainz gehörig ins Gebet, denn als Reichsverweser und Erzbischof von Cölln, sah er sich als Statthalter des Kaisers und des Papstes in allen deutschen Landen. Er duldete keine Alleingänge und kein Aufbegehren. Dies wollte er allen klar machen. Als Demonstration seiner Macht drang er in Trier ein und löste den Trierer Stadtrat auf. So war auch dieses Aufbegehren erstickt.

Besonders begann der Landadel die Einbußen der Entvotung zu spüren. Der Winter zwölfhundertdreiundzwanzig war ein bitterkalter Winter. Die Menschen, die sonst nach strenger, langer Kälte aus den Kammern ihrer Grundherren mit Brennholz und aus den Fruchtkästen mit Essbarem versorgt wurden, mussten Kälte und Hunger leiden. In den Grafschaften zogen die Menschen vor die Burg- oder Stadttore und flehten um Essen. Höfe und Dörfer wurden von Räuberbanden, die sich zumeist aus den aufgelösten Heeren des Bürgerkrieges gebildet hatten, heimgesucht. Das letzte Vieh wurde geraubt, Kleinkinder bekamen keine Milch mehr und verhungerten unter den Händen ihrer darbenenden Eltern.

Als das Frühjahr zwölfhundertdreiundzwanzig anbrach, wollte sich Engelbert Westfalen zuwenden. Doch hatte er die letzten Flammen des Widerstandes im Rheinland noch nicht vollends ersticken können. Im Thronstreit zwischen Welfen und Staufern hatten alle Städte an Freiheit und Unabhängigkeit gewonnen. Den Städten gegenüber war Engelbert eigentlich nicht unfreundlich gesinnt, allein aber die Stadtherrenrechte der Bischöfe wollte er unangetastet sehen. Und keine Stadt hatte mehr Kapital aus dem Thronstreit gezogen als Cölln; und keine Stadt sperrte sich so gegen ihren Herrn wie seine eigene. So hatte er mit den Cöllner Bürgern noch eine Rechnung zu begleichen.

Er wollte die Pfeffersäcke so zurechtstutzen, dass ein Widerstand über irgendwelche Räte für lange Zeit ausgeschlossen war. Kurzerhand also verordnete er den Cöllner Bürgern eine neue Satzung und löste wie zuvor in Trier den Rat der Stadt auf. Das Schöffengericht, dessen Rechtssprechung die Bürger immer wieder ignoriert hatten, weil die Büttel in der Stadt verlacht wurden, wenn sie Strafgebühren einziehen wollten, degradierte er zu einem Jahrmarktstheater.

Dann endlich wandte er sich Westfalen zu. Als erstes nahm er Paderborn unter seinen Schutz und drückte den Cöllner Domher-



ren Oliver gegen den Mainzer Erzbischof, Siegfried, durch. Dann bedrängte er das Stift Paderborn und die Grafschaft Arnsberghe, indem er die Städte Brilon, Rüthen und Werl gründete und entlang des Hellwegs Fluchtburgen errichtete, die Waren für das Paderborner Bistum beschlagnahmten. Mit den im Zusammenhang mit den Befestigungen entstandenen Privilegien der Städte nahm er dem Grafen von Arnsberghe und dem Hochstift Paderborn wichtige Vogteirechte. Mit Hilfe seiner Mannschaften auf den Fluchtburgen nahm er dem Bistum alle Zölle und Waren, bis auch der letzte Stiftsherr einlenkte.

Unweit der Burg Nienbrügge lag die kurcöllnische Stadt Hamm und der Graf von Vianden hatte sich bereits im Rheinland als willfährig erwiesen. So dankte Engelbert ihm die Resignation seiner rheinländischen Güter mit einem Allod in Hamm. Dies war sein erster direkter Vorstoß auf Friedrichs Herrschaft, denn er hatte Herembert und Steven, neben Ado von der Mark, mit dem Grafen von Vianden einen weiteren Opponenten vor die Nienbrügger Burgtore gesetzt.

Doch um den Eindruck zu vermeiden, er wolle der Isenbergher Sippe ans Leder, machte er Friedrichs Bruder Engelbert, bisher Probst in Cölln, zum Bischof von Osnabrück. Dahinter stand tatsächlich nicht mehr als der Plan, den Leo und er bereits zwölfhundertachtzehn mit der Ernennung Dietrichs von Isenberghe zum Fürstbischof von Münster angewendet hatten. Die Kontrolle des unliebsamen Verwandten!

Unglücklicherweise verstand die fromme Mathilde, die Ernennung ihres dritten Sohnes als Gunstbeweis ihres verwandten Erzbischofs. Es war auch Dankbarkeit hierüber dabei, dass Gräfin Mathilde das Eigentumsrecht der Kirchen zu Bigge und Elzey gegen das Patronatsrecht mit dem Erzbistum tauschte. Mathilde hatte einen günstigen Moment abgepasst. Denn Friedrich war in der Grafschaft unterwegs und sie konnte in aller Ruhe mit Gundalfs Hilfe die Tauschurkunde aufsetzen und einen Boten nach Cölln senden. Denn sie wusste, dass ihr Sohn jede Gunsterweisung gegenüber Engelbert verbieten würde.

Als Friedrich wieder daheim war und Gundalf ihm von dem berichtete, was Mathilde verfügt hatte, konnte Friedrich es kaum

fassen. Ohne zu klopfen stieß er die Tür zum Gemach seiner Mutter auf.

„Was hast du getan?!“, schrie er so laut, dass Isabelle fluchtartig und mit eingezogenem Kopf die Kammer verließ. Doch seine Mutter verzog keine Miene. Im Gegenteil, sie schaute ihn unumwunden an und zeigte Friedrich, dass sie das, was sie getan hatte, in vollem Bewusstsein gemacht hatte.

„Warum kommst du so hier hereingestürzt, mein Sohn?“

„Dein Sohn will ich nicht länger sein, wenn du ihm die Kirchen und Länder um Bigge und Elzey überschrieben hast, Mutter.“

„Ich habe die Patronatsrechte zurück empfangen und die Rechte an den Höfen bleiben unberührt.“

„Er hat Adolf keine ehrenvolle Besetzung im Dom gegeben. Und nun schmähst du unsere Familie derart, dass du ihm unsere Kirche überschreibst?!“

„Ich bin meinem Glauben verpflichtet“, begann sich Mathilde nun zurechtfertigen.

„Die Kirche..., das Erzbistum ist nicht G O T T! ...Du weißt ganz genau, dass ich zusammen mit allen Adligen in Westfalen und im Rheinland im Streit gegen Engelbert stehe! Seit Jahren. Und du trotzdem ... Warum verrätst du mich so, Mutter?! Sage es mir! Warum verrätst du unsere Familie?!“

„Seit ich denken kann, herrscht Krieg. Seit ich denken kann, sehe ich Rüstungen, sehe ich Waffen.“

Mathilde war aufgestanden und schleuderte nun Friedrich all ihren Abscheu entgegen.

„Ich will das nicht mehr sehen! Ich will ein Leben in Gottes Schoß!“

„Du verschreibst dich dem Teufel, Mutter. Engelbert ist seine Wiedergeburt. Er trachtet nach Mehrung seiner Macht und seines Reichtums. Mehr nicht. Er ist kein Kirchenfürst. Er ist ein Weltenfürst. Ihm ist egal, was unter seiner Knute passiert. Ob wir leiden oder ob unser Volk leidet! .... Du hast gegen das Gute gehandelt, Mutter!“

Damit drehte er sich um, schlug im Gehen die schwere Eichentür ins Schloss und ließ Mathilde mit seinem Vorwurf zurück.

Die Gräfin konnte ihrem Sohn seinen Ausbruch zwar verzeihen, doch seine gotteslästerliche und grobe Haltung wollte sie nicht

hinnehmen. Nein, sie wollte sie ihm gründlich austreiben. Dabei war sie nur um das Seelenheil der Familie besorgt. Fortan begegnete sie Friedrich abweisend und kühl, sodass Sophie sich wunderte, wie herzlos diese Frau ihrem eigenen Fleisch und Blut gegenüber sein konnte.

~

Doch der Tag im Spätsommer des Jahres zwölfhundertdrei-undzwanzig, an dem die Resignation an das Erzbistum und die Rückgabe an das Stift in einer feierlichen Messe begangen wurde, rückte unaufhaltsam näher. Friedrich und Sophie waren bis auf das Äußerste angespannt und in den Tagen zuvor hatte sich ihrer beider Anspannung in einem heftigen Streit entladen.

Nun war er gekommen, ein Teufel im Ornat eines Erzbischofs in Begleitung einer schwarzen Todeskrähe.

Die anwesende Menschenmenge war selbstverständlich gebildet vom Auftreten des Erzbischofs. Einen solch mächtigen Mann des Reiches hatte man in dieser Gegend noch nie gesehen.

Viele stattliche Herren der Familie und des Adels waren ebenso zugegen: Dietrich von Münster, Engelbert von Osnabrück, Otto II. von Lippe, Bischof von Uetrecht, Dietrich von Cleve, Otto von Ravensberghe, Hermann von Lippe, Bernhard von Horstmar, Conrad von Dortmund und sogar Gerhard von Geldern, Feind von Limbourgh und Cleve, wagte sich im cöllnischen Gefolge hierher, um die isenbergische Schmach zu schauen. Doch er, Engelbert, ritt an der Spitze der stattlichen Festschar die Straße lenaufwärts - leicht zu erkennen am prächtigen Mantel der cöllnischen Diozöse. Engelbert inszenierte sich nach allen Kräften.

Selbst Sophie musste eingestehen, wie herrlich und elegant der Kirchenfürst Wuchs, Kraft und Anmut vereinte, als sie ihn auf Isenberghe nach über zehn Jahren wiedergesehen hatte.

Er hatte sie lediglich eines kalten Blickes gewürdigt. Doch hierin hatte er bemerkt, dass seine Pfeile Sophie ins Herz getroffen hatten. Genüsslich und mit sichtlicher Wonne ließ er den Blick über

die leuchtenden Auen, die sich vor ihm ausbreiteten, streifen und sog die Lieblichkeit des Lennetals in sich auf.

Indes war Friedrich völlig anders zu Mute. Er musste all seine Kraft zusammennehmen, um den bevorstehenden Gang zu tun. Sein größter Peiniger legte mit voller Zustimmung seiner eigenen Mutter Hand sein Erbgut. Mit Absicht hatte Engelbert Elzey und nicht Bigge als Weiheort ausgewählt. Unheilvolle, dickflüssige Leidenschaft zog in Friedrich herauf.

Sie sprachen kaum ein Wort miteinander und Friedrich kämpfte unaufhörlich damit, nicht jeden gemeinsamen Schritt, durch den sie sich dem Kloster näherten, als Demütigung zu empfinden.

Doch Friedrich ließ sich seine Würde nicht nehmen. Nicht von Engelbert – und wenn er vor dem Scharfrichter gestanden hätte und Engelbert daneben, er hätte ihn niemals um Gnade angefleht. „Nehmt unseren Akt als ein Zeichen unseres Friedenswillens. Hätten wir nicht resigniert, wäret Ihr sicherlich eines Tages mit Kriegsvolk gekommen, um Euch unsere Kirchen zunehmen.“

Doch Engelbert tat, als überhöre er die Feindseeligkeit in Friedrichs Worten und begann ihm in aufwändiger Pose und einem falschen Lächeln öffentlich in seiner überheblichen Art zu danken. Friedrich jedoch betrachtete nur des Onkels stattliches Streitross und sprach: „Wer so ein stolzes, kräftiges Ross reitet wie Ihr, Onkel, der nutzt dies sicherlich nicht nur, um heilige Orte zu weihen.“

Zornig spie Engelbert ihm einen bösen Blick entgegen, doch Friedrich holte seinerseits mit einer großzügigen Geste zum Gegenschlag aus und spendete, als Zeichen seiner Mannhaftigkeit, zur Fertigstellung der Klostermauern den Maueranger zur Lenne.

Nach der Messe trat Bernhard von Horstmar zu Friedrich.

„Ihr seht unglücklich aus, junger Friedrich, wenn Ihr mir die Bemerkung erlaubt.“

„Nun, es ist auch so. Mit Hilfe meiner Mutter, legt Engelbert Hand an mein Hab und Gut. Kann ich da zufrieden sein?!“

„Ihr habt es heute gut gemacht. Engelbert kann den Akt als gut meinendes Zeichen werten.“

„Ganz der alte Diplomat“, spottete Friedrich.

„Ja, das Leben besteht nun mal aus dem 'da ut des'.“

Friedrich blickte Bernhard an.

„Ich frage Euch ganz offen, Herr. Denn zu viel Zwietracht und Nebel herrscht zwischen den Fronten.“

Bernhard schaute Friedrich an und nickte kaum erkennbar. „Also, Herr, seid Ihr gekauft?“

Bernhard tat erschrocken.

„Ich, gekauft?! Wo denkt Ihr hin... mein Geschäft könnte ich nicht betreiben, wäre ich käuflich. Ich bin Makler des Reiches. So war es unter Otto und so ist es unter den Staufern. Von ihnen empfangen ich Auftrag und Lehen. Von der Kirche bin ich nicht abhängig; das solltet Ihr wissen, Herr.“

Friedrich schaute sich um. Denn die Ohren von Engelberts Fahrensleuten konnten überall sein.

„Im Bündnis, so ist mein Eindruck, nagt der Wurm aus Kirchengeld.“

„Da, allerdings junger Herr, könntet Ihr richtig liegen.“

„Was wisst Ihr?“, zischte Friedrich.

„Wer es ist, kann ich nicht sagen. Dass es so ist, ist gewiss. So läuft das Geschäft. Will man gewinnen, braucht man Geld, um sich den Anhang gefügig zu machen.“

„Nein, Herr. Nicht nur. Der Wille nach Freiheit ist so viel wert wie Geld.“

„Da liegt Ihr nicht falsch. Aber zum Handeln bedarf es Mut. Leichter hingegen ist es, abzuwarten, die Hand aufzuhalten und sein Fähnlein in den Wind zu hängen.“

Horstmars Worte hatten Friedrich aufhorchen lassen.

...

## Aus 54. Kapitel

...

Als Friedrich nach dem Abendmahl auf den Wehrgang der Oberburg stieg, erhob sich schwarz die Silhouette der Süderlande gegen das aufsteigende Dunkel der nahenden Nacht. Es war, als vereinigten sich Himmel und Erde. Die Nacht war sternenklar, doch von der anderen Seite der Ruhr drang das Rauschen des nicht mehr warmen Windes leise an Friedrichs Ohr. Von der Brustwehr spähte er in die Ferne, als suchte er den nächsten Schlag von Westen auszukundschaften.

Auch er musste sich radikal entscheiden. Er sah den eigensinnigen, sehnigen Mann aus dem Dorf Vico Torto vor sich. Wie Franz musste er zu seiner Forderung nach Selbstbestimmung und Freiheit stehen. Und standhaft bleiben, auch wenn ihm niemand aus dem Bündnis folgen würde. Doch immer und immer wieder überkamen ihn Zweifel und bei sich sprach er: „Der Adel redet nur. Das macht unser Bündnis schwach. Vor das große, langwährende Ziel, die cöllner Kirche in Schach zu halten, stellt jeder Fürst nur sein eigenes Interesse.“

Da fragte eine Stimme aus dem Dunkel.

„Tust du es denn auch?“

Friedrich schreckte auf.

„...Oh, Einhard, du bist es, alter Freund, hast du dich hereingeschlichen?!“

Friedrich drehte kurz den Kopf, während Einhard neben ihn an die Burgmauer trat.

„Man kennt mich mittlerweile hier in deinem Haus.“

Friedrich nickte und antwortete auf die Frage Einhards: „Nun, Einhard, der Tod des Freiherrn von Lynn spricht für sich, oder?!“

„Wie ich höre, brüstet sich der Graf von Cappenberghe, Lynn getötet zu haben.“

„Ah,... so ein Tölpel...“, lachte Friedrich verächtlich auf und schüttelte den Kopf.

„...aber, daran siehst du schon, ein jeder versucht sich hervorzutun. Keiner erkennt die Leistung eines Bündnisbruders an.“

„...Und wenn ich dann einen Vorstoß wage, stehe ich wohlmöglich allein da und niemand folgt mir. Jeder schaut nur ängstlich darauf, dass seinem Adelssitz oder Kloster nichts passiert oder trachtet danach, seinen Besitz ehrgeizig zu vermehren, wie mein Vetter.“

„Also wartest du auch und wartest und wartest...“

Sie schwiegen eine Weile.

„Die wenigsten Menschen“, begann Einhard erneut, „treten aus sich heraus und zeigen ihre Einzigartigkeit. Sie stellen sich in den Bann von Dogmen und leben um zu leben... wie Schafe einer Herde. Jeder Mensch an sich ist Gottes Geschöpf und einzigartig, ohne es zu ahnen. Menschen aber wie Caesar Alexander, Perikles, Arthur, Löwenherz oder Denker wie Aristoteles, Platon oder Franz von Assisi trauten sich hervor zu treten und zu handeln. Der Schlüssel aller großen Männer liegt darin, dass sie den ersten Schritt gemacht haben, in dem Wissen, sicher zu sein, das Richtige zu tun. Man wird dir folgen. Vertraue auf deine Gedanken, dass du die richtigen Probleme erkennst, vertraue auf deine Stärke und deinen Mut, dass du den Weg - auch alleine gehen kannst, vertraue darauf, dass du anderen im Leben oder im Tod ein Vorbild sein kannst.“

Friedrich dachte an Mauritius, der gestorben war, weil er keine Christen töten wollte.

„Warum soll ich mein Land und Leben aufs Spiel setzen, wenn es auch zwanzig andere tun könnten?!“ sprach Friedrich seinen größten Zweifel aus.

„Friedrich, ich kann dir hierzu keine Antwort geben, das ist allein deine Sache. Aber frage dich, wie willst du leben? Willst du dir von Engelbert deine Freiheit und Unabhängigkeit nehmen lassen und ein Leben in Undrückung und Enge führen? Oder willst du dafür einstehen und frei sein?“

Friedrich schwieg. Doch seine Gedanken kreisten wild in seinem Kopf.

„Es gibt aber noch eine andere Sicht der Dinge, die deine Schicht als Ganzes betrifft. Der Adel wird seine Berechtigung verlieren, wenn er sich in seiner Rolle als Landesherrschaft nicht für das Volk verwendet, wenn die Kirche ihrer ureigenen Aufgabe nicht nachkommt. Einer muss den Mut haben, der Kirche Einhalt zu gebieten - Du oder jemand anders. Sonst werden alle Lande an Rhein und Ruhr Kirchenland und jeder einzelne Fürst wird ein

Knecht. – Außerdem, Friedrich, schätze ich deine Ehrlichkeit. Diese jedoch lässt dir keine Wahl.

„Warum das?!“

„Tust du es, so wirst du als Verräter der herrschenden Ordnung gelten. Tust du es nicht, wirst du zum Verräter deines eigenen Gewissens.“

Friedrich verstand. Er wusste, dass Einhard ihn kannte und recht hatte, was sein Temperament anbelangte. Und er wusste, er konnte dem Treiben nicht länger tatenlos zusehen.

„Also gut. Ich werde handeln.“

„Was willst du tun?“ fragte Einhard prüfend.

„Der Plan, Engelbert gefangen zu nehmen, wenn mir niemand ins Feld folgt, ist schon lange in meinem Kopf.“

„Und, als wen oder was willst du ihn gefangen nehmen?“

„Als Erzbischof und Lehnsherrn der Vögte. Ich werde mit einer Abordnung der Bruderschaft und der Bischöfe nach Rom zum Papst ziehen.“

„Was wirst du gegen ihn beim Papst vorbringen?“

„Dass er den Vögten nimmt, was ihnen seit jeher zusteht.“

„Und verstößt er damit gegen geltendes Recht, wenn er mehrere Aufforderungen des Papstes vorweisen kann?“

„Er führt eine Willkürherrschaft. Ich werde die Beweise aus Uetrecht, Paderborn und den Vogteien vorlegen, an denen der Papst sehen wird, dass Engelbert das herrschende Recht beugt. Der Papst muss sich auf Verhandlungen einlassen.“

Einhard schaute in Friedrichs entschlossene Augen und sah, dass die Zeit des Zögerns vorüber war.

So rückte der Herbst der Entscheidung näher.

...



